

„Für heute schon. Sonst ist schon noch so ein vierzehn Tage zu tun. Ist ein Gefrett im Winter; aber der Scheibentreuther ist nun einmal so: gerade nach seinem Kopfe soll's gehen. Der wird noch einmal ernten auch lassen wollen zur Winterzeit.“

„Ist nichts geschiedtes mehr,“
urtheilt der Christian in seiner grü-
belnden, einen schwach philosophi-
schen Anstrich habenden Weise.
Seit die Bauern kennen, wie viel
es auf der Uhr ist, seither ist die
gute, alte Zeit nur mehr ein Sag-
märelein Hölltöcher! Hast
aber einen Durst! Kann weiter
eh' sein, daß einer bei der Arbeit
ganz geseht wird inwendig, ganz
geseht und ausgespeert. Ragst
eh' noch eine?

„Meinst, wegen einer Gelten voll
Bier geh' ich in's Tal hinunter zu
dir?“ lacht der Michel rauh und
trozig heraus. Und dann fällt ihm
der Häuslerobuh wieder ein, und
er summt das Liedel mit merklichem
Wohlgefallen vor sich hin.

„Wist' gerad' ein Häuslerobuh, f
Hätt' st schon bald g'nug.“

Gen Abend finden sich noch ein t
paar anderer Leute ein, und es
gibt ein bißel Gesellschaft und Re
derei. Den alten Glaser von der
Sandebett gelustet es, den Kohlen-
brenner ein wenig anzuneden, aber
er kommt an den Unrechten. Mit g
weitans überlegener Wucht trumps
ihn der Michel ab und hat die La-
cher auf seiner Seite; aber mit all
diesem Reden und Trinken bekommt
er bis gen Mitternacht einen ganz d
schönen Hieb, der ihn auf dem T
Heimwege bald nach rechts, bald
nach links vom Wege abdrängt und
hie und da über einen Rain hin-
unterkollert.

Und in diesem Zustande taunt ihm der leidige Troß einmal ganz vertraulich zu: Jetzt heiratest du den Penkenwittib!

„Jetzt heiratest du den Penkenwittib!“
wiederholt er mit unsicher lallender
Stimme. Ein Weiberleut ist sie
auch und einen Hof hat sie auch.
Ein Ding, ob das Hauskreuz
Rosina heißt, oder oder an-
ders. Wie hat sie ihren Namen
genannt? Ah was! Ob er
es weiß oder nicht, deshalb gilt's
gerade so viel. Und dem
Scheibenreuther brenn' ich auch sein
ganzes Holz nicht mehr zu Kohlen.
Der soll im Sommer dazu tun.
Ich verding' mich. Ich komm' der
Penkin als Knecht hinüber. Ist
ein anderer Spaß wie Kohlen-
brennen. Ich mag nimmer
ich mag nimmer, und ich schau,
daß ich aus der Gegend komme.
Warte, du du Bauern-
dirndl, du großmächtiges! Kür-
benzäuner sind auch Leute“

Als er daheim in die stockfinstere du

Stube tappt, stolpert er über ein paar neben dem Ofen stehender Häfen, stößt sie in Trümmer, verhaspelt sich, fällt und plumpst mit seinem härtigen Kopfe in den offenen, fast zu einem Viertel mit Urteig gefüllten Backrog.

Als seine Mutter über der Kump-
lerei und Polsterei den Spahn an-
lenket, ist sie einer Ohnmacht nahe.
Die Häfen sind hin, fast die Hälfte
des in den Badtrog geschütteten
Mehles ist verstreut, und der
Kund' schaut aus schaut aus
zum Davonrennen. Das ganze
Gewand ist voll von Mehl, und
.... das Gesicht! Lauter Papp
und Urteig und nimmer zu erken-
nen. Und trotz des Schreckens
muß sie hell aufschauen, wie der
großmächtige Bub da vor ihr steht
in seiner augenblicklichen Unbehol-
fenheit und Hilflosigkeit.

Sie zieht in zum Brunnentrog
hinaus auf die Gred, wäscht ihm
den Urteig aus Gesicht und Bart
und macht ihm nachher Vorwürfe
darüber, daß er sich gar so ange-
trunzen.

„Greint nur!“ brummt er be-
schämt vor sich hin. „Ich sag’ nicht,
daß ich den Rüppler nicht verdienen
täte; recht geschieht mir; und
wird am Ende . . . eh’ hübsch das
rechte Mal sein.“

„Ja, was wie?“
 „Ich heirat.“

„So? Wo bist denn nacher heute gewesen?“ forschte sie auf das Ge-
ständnis hin.

„Beim Christian unten.“
„Der hat doch kein Dirndl.“

„Ah was! Dirndl! Ich heirat' die Penkenwittib. Die nächsten Tag' muß der Müller hinübersehen zu ihr und muß ihr's sagen. Ist ein Ding, mit was für einer Schlampen man sich den . . . den Himmel verdienen muß.“

Die Senkenwittib! Die Rede läßt sich hören, und darüber kann eins nöthigenfalls auch ein-bissel Urtheil verschmerzen. Aber die andere Rede! An der kennt sie sich nicht aus, wie sie zu nehmen ist. Für einen Spasß ist sie in zu ernstem Tone vorgebracht, und als Ernst will sie sich auch nicht recht reimen. Doch ist es, wie es sein mag: Der Entschluß ist eine der vernünftigsten Reden, die sie seit langem vernommen. Uebrigens hat der Bub ja auch schon das Alter, daß er die Welt und das Leben mit hinreichendem Verstand anschaut.

Vor dem Wiedereinschlafen sinnt sie noch eine Weile nach dieser Richtung hin und als der Sub am nächsten Morgen aufgestanden und sich die letzten Reste des Urtheils aus Gesicht und Bart gewaschen, bringt sie die Rede gleich wieder auf diesen Gegenstand.

„Ist's nachher wirklich wahr, daß ich
du heiraten willst?“ leitet sie das G.

Gespräch ein.

„Wird eh' so sein," bestätigt er.
„Einmal muß es sein."

„Ja, freilich hast schon Zeit. Und und ich mein', es ist in der Mühl' unten einmal die Rede gewesen davon, wie ihr selmal auf der Althütten gewesen seid, du und der Müller, aber recht gewiß kann ich mich doch nicht mehr erinnern.“

„Wenn es ihr recht ist; ich tu nicht lange herum. Soll der Müller einmal hinübergehen und fragen! Ich rede nicht eine Weile herum. Und bis die Sach' in Ordnung kommt, derweil geh' ich ihr als Knecht hinüber wie sie gemeint hat. Mir wird's schon zuwider da herüber.“

Ihm wird's herüber zuwider? Hinter der Rede liegt auch wieder ein Zweck hervor, den eins nicht zu fassen vermag, und von dem es nicht einmal behaupten oder auch nur wahr sagen kann, aus welchem Holze er wäre. Ein Rätsel scheint allem Anscheine nach hinter diesem Entschlusse zu stecken, und sie ist trotz allen weitschichtigen Herumragens nicht im Stande, es zu lösen. Doch kann sie auch vorläufig aus dem Entschlusse des Huben zufrieden sein. Eines ihrer Kinder ist die Riedmüllerin, und das andere will und wird der Leutenbauer auf der Althütten werden; was kann sie, die Kürbenzäunerin, vom Leben und vom Glücke noch mehr verlangen . . . ?

VII.

Der alte Goldbrunner hat das
Simoni-Gütel gleich am selben
Tage für seine Rosina gekauft, und
die beiden Jungen sind deshalb
fast vollständig aus dem Häuschen.
Der Lorenz fährt herum im Hofe
wie das ledige Donnerwetter, und
die Philomena zittert und greint,
daß es fast nimmer zum Anhören
ist.

„Kein Glück soll sie haben, und kein Segen soll auf dem Hause sein, solange sie es hat!“ wünscht sie. „Weil es nicht anders gut getan hat, weil sie es bei uns nicht erliden hat können, weil . . . weil . . . Was weiß ich, was da alles daran schuld ist?“

„Das sind dumme Reden,“ ta-
belt sie sogar die Kaiserl. ihre Grö-
ßere, die so ein vierzehn, fünfzehn
Jahre haben wird, aber trotzdem
schon so viel Einkommen hat, daß
sich solche Wünsche ohne Grund und
Ursache nicht gehören. „Die Base
hat uns doch nichts getan, und um
ihre Geld kann sie sich doch kaufen,
was sie will.“

„Ragst mir stad sein mit demem
... deiner Weisheit?“ begehrt die
Bäurin auf. „Jest ... ja, jest
wäre' es schon bald so, wie sie all-
weil sagen, daß das Ei gescheidter
ist wie die Henne.“ So ein Schwapl

daherreden, so dumm! Ihr Geld! Wenn hätt' es denn gehört, wenn sie bei uns geblieben wäre, wenn sie es hätt erleiden können! Wenn denn sonst, als wie Euch, ihr Karren? Und dieser krummhäutige Schneider wenn wir gerade einmal in die Reih' kommt, dem erzähl' ich ein Märlein," droht sie dem Schneiderkrumpen an, der mit seinem einsfältigen Schwabe ja doch die ganze Geschichte angezettelt zu haben scheint.

„Keinen roten Heller kriegt sie mir, wenn wenn es nicht gerade mit Gewalt sein muß,“ verspricht der Lorenz. „Rachher soll sie zahlen laufen zahlen! Nicht! sehen, wer mich zwingen kann!“ Und das ist auch sein baumfester Vorsatz.

Aber um Mittag herum kommt
des Hüttenhansgirts Knechtlein
und richtet Post aus, sein Dienst-
herr, als der älteste Geschworene
des Gerichtes, läßt für heute Abend
Gerichtstag ansagen, und die Rich-
terstelle mußte für diesmal er sich
vorwegnehmen, weil der eigentliche
Richter sonst etwas zu reden haben
wird.

So! Das ist nicht schlecht.

„Setzt wirfst ihnen den ganzen Krämpel vor die Füße,“ rät die Philomena. „Sonst wärst der Richter! heut' wärst es nicht“

„Ist mir eh' so.“ geht der Lorenz auf diesen Truppsvorschlag ein und ordnet den Nachmittag über alle Schriften und Gelder zur Uebersicht. Sie sollen als Richter füren und nehmen, wen sie wollen; er tut nimmer mit.

Und gegen Abend rücken die Männer an, Gerichtstag zu halten nach altgewohntem Brauch und Rechte und in althergebrachter Art und Weise.

Das Gebiet der „königlichen Freigerichte“ oder, wie der offizielle Titel in späterer Zeit lautete, die neun Freigerichte des königlichen Waldes, Hvozď genannt, ist angeblich im ersten Jahrhundert von den böhmischen Landesfürsten theils zur Besiedlung und Urbarmachung des rauhen Waldgebirges, theils zur Allenfallsigen Verteidigung der Grenze gegen Bayern gegründet worden, war ursprünglich von allen Aufgaben und Lasten frei, unterstand direkt der königlichen Kammer und hatte das Recht, eigene Richter und Oberichter aus der Mitte der Leibeigenschaft zu wählen und unter anderem auch das Recht der freien Gerichtsbarkeit, das es auch bis in die allerletzte Zeit des Bestehens behauptete. (Das Patent Kaiser Ferdinands vom 7. September 1848 machte auch den königlichen Freigerichten ein Ende, und 1850 wurden aus den einzelnen Freigerichten gewöhnliche Landgemeinden.)